
Das siebzehnte Jahr

Von
Wolfgang Hermesmeier
und
Prof. Dr. Stefan Schmatz

Wenn wir von jetzt an, dem Wunsche unseres verehrten Freundes Lothar Schmid folgend, die Herausgabe der „Karl-May-Jahrbücher“ übernehmen, so tun wir es zunächst im Bewusstsein, dem Leser längst keine Fremden mehr zu sein. Indem wir so dem Vorwort unseres Vorgängers Prof. Dr. Konrad Guenther, des Mitherausgebers des „Karl-May-Jahrbuchs 1932“, fast wörtlich folgen, möchten wir an eine vor über 70 Jahren zum Abschluss gekommene Tradition wieder anknüpfen.

Man findet immer noch die irrige These vertreten, die „alten Jahrbücher“¹⁾ seien mit dem Jahrgang 1933 eingestellt worden, weil kein geeignetes Material mehr vorlag. Man stößt umgekehrt auch oft auf die Ansicht, der Karl-May-Verlag habe die Herausgabe nach 1933 freiwillig beendet, um sich nicht den neuen Machthabern als willfährig zeigen zu müssen, hatte der langjährige Herausgeber und Karl-May-

¹⁾ Vgl. Hermesmeier/Schmatz: „Karl-May-Bibliografie 1913–1945“. Hier sind der Inhalt, der Umfang, die bibliografischen Daten und das äußere Erscheinungsbild der 16 Jahrbücher 1918–1933 samt daraus erfolgten Sonderdrucken ausführlich dokumentiert (S. 36 u. 464ff., Farbbildteil S. 59ff.).

Verleger Dr. Euchar Albrecht Schmid die Jahrbücher doch stets als Forum für ein breites Meinungsspektrum angesehen und nicht nur Kommunisten (wie Erich Mühsam), sondern sogar erklärte May-Gegner (wie den Wendehals Wilhelm Fronemann) zu Wort kommen lassen; diese Diversität sei dann nach 1933 nicht mehr gewährleistet gewesen. Nun, der erste Erklärungsansatz ist definitiv falsch, der zweite zu kurz gegriffen. Es lag hinreichend brauchbares Material für weitere Jahrbücher vor, das bis heute bewahrt wurde, und es gab konkrete Planungen für zwei weitere Bände. Die Deckelbilder waren vom schwedischen Künstler Carl Lindeberg bereits entworfen, die mehrfach umgeordnete und wieder neu entwickelte Gliederung stand, und zahlreiche Beiträge waren schon in Fahnen abgesetzt.

Der Entwicklungsprozess hatte sich allerdings sehr langsam gestaltet, was keine wirkliche Überraschung darstellt, wenn man bedenkt, mit welcher Verspätung bereits die Jahrgänge 1930–33 erschienen waren.²⁾ In der Tat war man im Verlag bis zum Sommer 1939 ein gewaltiges Stück vorangekommen und die Drucklegung stand schon bevor, als der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs alle Pläne des Verlags durchkreuzte. Ende jenes Jahres erschien mit „Der Fremde aus Indien“ noch der 65. Band der „Gesammelten Werke“ und dann kam die Verlagstätigkeit, was Neuerscheinungen betraf, zum Erliegen.

Auch nach dem Krieg konnte das Projekt nicht reanimiert werden. Jahrbücher mit Jahreszahlen der

²⁾ Die „Karl-May-Jahrbücher“ 1930 bis 1933 erschienen erst 1934/1935.

dunkelsten Zeit deutscher Geschichte waren aus politischer Sicht völlig undenkbar. Auch inhaltlich gab es wohl keine dringenden Bedürfnisse zu stillen, wenn man bedenkt, wie viel Zeit bis zur Neuherausgabe der Biografie „Ich“ verstrich.³⁾ Neun Jahre nach Gründung der Karl-May-Gesellschaft, die bis dahin schon sieben Jahrbücher herausgegeben hatte, übergab Roland Schmid dann das „Karl-May-Jahrbuch 1978“ der Öffentlichkeit, dem noch ein weiterer Jahrgang folgen sollte. Hier waren teils aktuelle, teils aber auch ältere Texte vereint. Unter kommerziellen Gesichtspunkten war das Unternehmen nicht als Erfolg zu werten und wurde daher nicht weiter verfolgt. Die Bücher sind heute – ob ihrer Seltenheit – in Sammlerkreisen sehr gesucht, insbesondere das erste,⁴⁾ inhaltlich jedoch spielen sie kaum eine Rolle. Vom „Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft“ liegen bisher 37 Bände vor, und ein Ende dieser Reihe ist nicht abzusehen. Während der Inhalt der Bücher einen kleinen Kreis von Spezialisten beeindrucken mag, findet in der breiten Masse keine wahrnehmbare Rezeption statt. Der Karl-May-Verlag hat als Gegengewicht zum eher akademisch orientierten „Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft“ vor einigen Jahren die Reihe „Karl-May-Welten“ ins Leben gerufen, bei der es sich zwar nicht im eigentlichen Sinne um ein Jahrbuch handelt, die es aber immerhin schon auf drei Bände gebracht hat.

Das Schicksal der Karl-May-Jahrbücher 1978 und 1979 mag zu der Überzeugung geführt haben, dass alte Aufsätze heute in Form von Anthologien nicht

³⁾ Erschienen im Oktober 1958.

⁴⁾ Ein 2003 erschienener Digitalreprint ist noch lieferbar.

mehr zu verwenden sind. Stattdessen verwertete Roland Schmid geeignete Aufsätze, insbesondere von Franz Kandolf, in den Nachworten diverser Reprint-Projekte, so etwa „Der werdende Winnetou“ und „Winnetous Neffe oder Old Shatterhands Menschwerdung“ im Anhang des XIX. Bandes der „Freiburger Erstaussgaben“.

Umso erstaunlicher war die Idee des langjährigen Verlagsinhabers Lothar Schmid, des letzten noch lebenden Sohnes Dr. E. A. Schmid, die Tradition der alten Jahrbücher wieder aufleben zu lassen. Der Karl-May-Verlag betraute 1999 den May-Forscher Walter Ilmer mit der Aufgabe, das sehr umfangreiche Material zu sichten und für eine Veröffentlichung vorzubereiten. Ilmer nahm seine Aufgabe zwar sehr ernst, berücksichtigte aber nicht die Tradition. Er wollte ein unter heutigen Bedingungen mit anderen Publikationen und Reihen der May-Forschung konkurrenzfähiges Produkt schaffen und schlug eine Vielzahl von Umarbeitungen und Aktualisierungen vor, um dieses Ziel zu erreichen. Jedoch sind siebenzig, achtzig Jahre alte Aufsätze auch mit dem besten Schleifgerät schwerlich in aktuelle Forschungsbeiträge zu verwandeln. Während der Arbeit verstarb Ilmer überraschend. In der Folge wurden uns die mehrere dicke Aktenordner füllenden alten Manuskripte zur Beurteilung übergeben.

Der Wissensgehalt ist leider in der Tat einigermaßen dürftig, denn die Forschungsgrundlage hat sich seit den Dreißigerjahren ganz enorm verbreitert, nicht nur, was die Kenntnisse über Leben und Werk Karl Mays angeht, sondern auch und gerade in eth-

nologischer und volkskundlicher Hinsicht. Warum also die späte Veröffentlichung?

Wir stellen die Gegenfrage: Warum nicht? Warum nicht die Aktualität zu Gunsten des historischen Wertes alter Beiträge zurückstellen? Warum muss alles immer bierernst genommen werden, wenn man sich auch an Beiträgen à la „Wie mir Karl May über die Schrecken des Zahnziehens hinweghalf“⁵⁾ köstlich amüsieren kann? Solche Aufsätze, die Arno Schmidt noch despektierlich als ‚Nullitäten‘ bezeichnete⁶⁾, machen den Kult aus, der auch heute noch Sammler und Leser zu den alten Jahrbüchern führt. Warum also nicht diese Tradition in einem Nostalgie-Jahrbuch fortführen?

In diesem Sinne haben wir nun nahezu die komplette wohlbekannte Autorenschar von vor siebzig Jahren wieder versammelt. Fast alle sind sie dabei: Franz Kandolf, Fritz Prüfer, Otto Eicke, Alfred Biedermann, E. A. Schmid, Lorenz Krapp, Konrad Guenther, Hanns Graefe, Karl Hans Strobl, Fritz Jäger, Theodor Ruckdeschel, Hayno Focken und – last not least – die Schriftstellerwitwe Klara May. Vertreten sind auch andere prominente Namen: etwa Jonny Behm, die 1954 das Buch „Balkan, Baksechisch und Basare“ herausgab (ihr Jahrbuch-Beitrag ist ein Vorläufer davon), Bernhard Scheer, der nachmalige erste Vorsitzende der Karl-May-Gesellschaft und Wer-

⁵⁾ Karl-May-Jahrbuch 1929, S. 497f.

⁶⁾ In „Sitara und der Weg dorthin · Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May's“ (Karlsruhe, Stahlberg, 1963) schwadronierte Schmidt auf S. 14 wörtlich: „die Nullität der meisten Sächelchen ist schlechthin unwahrscheinlich“.

ner Legère, der spätere Abenteuerchriftsteller der DDR. Auch ist als wichtige ‚Neuentdeckung‘ Heinz Grill⁷⁾ aus Wien dabei, der eng mit Ludwig Patsch zusammenarbeitete, und durch brillante Texte auffällt, die auch heute noch Gültigkeit haben. Enthalten ist auch ein Beitrag Artur Buchenaus von 1942, der fast ein halbes Jahrhundert vorher mit der wichtigen Neufassung des May-Artikels im „Biografischen Jahrbuch/Deutscher Nekrolog“ hervorgetreten war.

Inhaltliche Höhepunkte sind sicherlich Otto Eickes bisher unveröffentlichter Abschluss seiner legendären Serie „Wenn sie geschwiegen hätten“ und Kandolfs Teppichweber-Allegorie auf den „geschliffenen Diamanten“.

Kandolf ist ebenfalls der Verfasser von gut lesbaren und immer noch interessanten Reiseschilderungen, von denen eine – durch den Balkan auf den Spuren Karl Mays – im vorliegenden Jahrbuch enthalten ist. Derartige ethno- und geografische Aufsätze liegen in Hülle und Fülle vor, sodass dieses und das folgende Jahrbuch nur eine repräsentative Auswahl der qualitativ besten Arbeiten dieser Art bringen können. Damit soll deutlich gemacht werden, dass der Kultstatus der Artikel nicht ausschließlich amüsante Trivialitäten implizieren muss. Im Gegenteil, manche Texte lassen uns ob ihrer Gedankenschwere auch heute noch erstaunen und enthalten so manche Idee, die weiterzuverfolgen sicherlich lohnend ist.

⁷⁾ Inzwischen hat der Karl-May-Verlag „Die Schatten des Schah-in-Schah“ von Heinz Grill publiziert, eine Fortsetzung der ersten beiden „Silberlöwe“-Bände im Stil der alten Reiseerzählungen.

Doch gibt es auch Schattenseiten: Wir deuteten die zwölf düsteren Jahre bereits an, und es waren seinerzeit mehrere stark nationalsozialistisch eingefärbte Manuskripte bei der Redaktion eingegangen, die teilweise auch schon in Fahnen abgesetzt, also wohl zur Veröffentlichung vorgesehen waren. Wir haben uns nach eingehender Diskussion entschlossen, auch derartiges Material – sorgfältig kommentiert – als Zeitdokumente aufzunehmen. Sie zeigen uns, wie stark die NS-Ideologie auch in einem eigentlich völlig unpolitischen Umfeld verwurzelt war, wie die Deutschtümelei immer wieder auch in den Jahrbuch-Beiträgen unschön Raum greift, wie sehr die allgegenwärtige Ideologie das Alltagsleben und -denken beeinflusste. Damit verfolgen wir auch das Ziel, der Forschung Texte zum Thema „Karl May im Nationalsozialismus“ zur Verfügung zu stellen, da das, was bis jetzt zu diesem komplexen Thema vorgelegt wurde, allenfalls ein bescheidener Anfang ist. Insbesondere der nachgedruckte, seinerzeit viel beachtete Zeitungsartikel Dr. Bernhard Scheers sei hier zur Lektüre empfohlen, wobei ausdrücklich auf die begleitenden Kommentare verwiesen wird.

Wir betonen nochmals mit ganz besonderem Nachdruck, dass sich Herausgeber und Verlag von allen Textstellen, die in irgendeiner Form die Ideologie und/oder die Herrschaftsform des Nationalsozialismus verharmlosen oder gar glorifizieren, unzweideutig distanzieren, der dokumentarische Wert der Texte in ihrer Gesamtheit allerdings ihrer Ansicht nach so hoch angesetzt werden muss, dass eine wohlkom-

mentierte Veröffentlichung im Sinne historischer Forschung nicht nur verantwortbar, sondern sogar wünschenswert ist, um zu zeigen, wie vergleichsweise banale Themenfelder von politischen Strömungen vereinnahmt werden können.

Neben dieser eher schweren Kost fanden wie gewohnt zahlreiche Plaudereien Aufnahme, etwa über das Radebeuler Karl-May-Museum und die Karl-May-Geburtsstadt Hohenstein-Ernstthal, Anekdoten aus der goldenen Jugendzeit und Augenzeugenberichte. Das vorliegende Jahrbuch beschließt der Titelgeber selbst mit einigen Gedichten aus seiner Feder, die erst in den letzten Jahren entdeckt wurden.

Den literaturwissenschaftlichen Anspruch etwa der „Jahrbücher der Karl-May-Gesellschaft“ wollen die hier vorliegenden alten Aufsätze nicht befriedigen. Dem Nostalgiker, dem Karl-May-Enthusiasten, der entspannende Lektüre sucht, dem zeitgeschichtlich Interessierten hingegen wird ein bunt gewebtes Potpourri geboten, welches das Flair der ‚alten Jahrbücher‘ atmet.



An Karl May

Zum Pfingstmorgen 1909

Verscholl'ne Sagen künden, dass dereinst
Ein ew'ges Pfingsten blüht in allen Gründen. –
O Menschenherz, wenn Du im Dunkel weinst,
An jenem Pfingsttag wirst Du Frieden finden.
Dann blühen Rosen über jeder Gruft,
Und Licht erglänzt in jedem bange Herzen.
Und über Neid und Not und Todesduft
Entzündet Gott die großen Sternenkerzen.

Doch Du, der wegweisend vor uns schritt,
Der in uns zündete der Zukunft Licher,
Ein gottbegnadeter Archimandrit,
Ein Seher und ein hoher Seelendichter: –
Auch Dir wird jener Pfingsttag einst ersteh'n,
Wo nichts wird Deine Größe mehr verneinen,
Und alle, die nach ew'gen Sternen spä'h'n,
Sie werden sich in Deinen Zielen einen ...

Tanti saluti
dal Dottore L. Krapp e dal cugino⁸⁾



⁸⁾ Krapp lässt hier auch von seinem Vetter (ital.: cugino) Franz Franke grüßen. Vgl. die Abbildung in Klußmeier/Plaul: „Karl May und seine Zeit“, S. 339. Die Herausgeber.

Der Ruf in die Weite

Zur geschichtlichen Stellung
des Lebenswerks Karl Mays⁹⁾

Von Landgerichtspräsident
Geheimrat Dr. Lorenz Krapp

1.

Die Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts bringen in die Geschichte der deutschen Dichtung einen bis dahin nie gehörten Ton: den Ruf in die Weite. Dieser Ruf in die Weite, der an die Wiege des 1842 geborenen armen Webersohns von Hohenstein-Ernstthal und in seine Jugendzeit, in der sich der Geist entscheidend bildet, herüberklang, war bestimmend für Karl Mays späteres Leben und Wirken. Es ist heute, da bald hundert Jahre hinter dem Tag seiner Geburt liegen werden, an der Zeit, das Geheimnis dieses ungeheuren Erfolgs in Breite und Tiefe zu untersuchen.

Das Geheimnis erklärt sich in erster Linie daraus, dass die Karl Maysche Gedanken- und Gestaltenwelt jener mächtigen Strömung entsprang, die wir in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland aufspringen und weiterdauern sehen und die wir als den „Ruf in die Weite“ bezeichnen. Wir müssen hierzu weiter ausholen.

Das tiefste Erlebnis des Deutschen des werdenden 19. Jahrhunderts war doppelter Art: Die Befreiungs-

⁹⁾ Ein Vorabdruck erschien in der Literarischen Beilage der „Augsburger Postzeitung“ vom 14., 17. und 24. Juli 1934.

kriege nach außen, die durch die Romantik getragene Versenkung in die deutsche Geisteswelt nach innen. Wir haben unter dem ungeheuren Erlebnis des vierjährigen Weltkriegs vergessen, wie um die Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert ein zwanzigjähriger Krieg mit derselben Urgewalt Europa aufrührte, wie der Sturz des tausendjährigen Heiligen Römischen Reiches, das Überfluten deutschen Bodens durch gewaltige Heeresmassen, der Sieg und der Untergang Napoleons, die Schlachten von Jena, Leipzig und Waterloo einem jungen Deutschen von damals bis zu seinem letzten Stündlein nie vergessene Geschichte sein mussten, die ein völlig neues Geschlecht bildeten. Eine tiefe Selbstbesinnung kam über die zerrissenen deutschen Stämme. Jetzt erst fühlten sie wieder, was es Ungeheures war um den Gedanken vom alten heiligen Reich der Deutschen. Im Jahre von Deutschlands tiefster Erniedrigung, dem der Schlacht von Jena, erschien Arnim-Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“ (1806), es folgten 1807 Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ und Arndts „Geist der Zeit“, 1810 Jahns „Deutsches Volkstum“, 1814 Görres' „Rheinischer Merkur“, 1821 aus Kleists Nachlass „Die Hermannschlacht“ und der „Prinz von Homburg“. Alles Wegweiser für die Deutschen, sich in sich selbst zu versenken, an den uralten Quellen ihres Seins zu trinken. Eine Volksbücherliteratur, wie sie keine andere Zeit und kein anderes Volk aufweisen kann, entstand; von 1808 an schickt J. Peter Hebel (1760–1826) seinen „Rhein(länd)ischen Hausfreund“ in die Welt, in dem, wie Goethe freundlich scherzt, sich dem lebenswürdigen Dichter und seinen ungezählten Lesern

„das Universum anmutig verbauert“, in dem er mit der Wiese, dem Flösschen der Heimat „so freundschaftlich steht, als wären sie wirklich die blonden Dorfmädechen mit bunten Schleifen im vollen Zopf, als die er sie schildert“¹⁰). Die Waldeinsamkeit Tiecks, die mittelalterliche Reichsstadt in fernen Nebeln des Novalis, die trutzigen Reichsstädte des untergehenden Mittelalters (Waiblingen, Augsburg, Ulm) Achim von Arnims und Hauffs tauchen aus dem Boden; und um Stifter und den letzten Ritter der Romantik, Eichendorff, rauschen die tiefen Brunnen in der verwirrenden, goldenen Nacht. Wie tief auch das einfache Volk von diesen „Stillen im Lande“ ergriffen war, davon zeugt die abgöttische Verehrung Jean Pauls (1763–1825): Wenn er in Bayreuth aus seinem schlichten Haus trat und nach dem Wirtshaus ‚Zur Rollwenzelei‘, seinem Tuskulum, wo er arbeitete, hinauswanderte, warteten auf der Straße schon die Frauen, die ihren Kindern auf dem Arm den Greis zeigten mit den Worten: „Vergiss ihn nicht, das ist Jean Paul!“ Alles ist ein Zurückgehen in sich, eine neu aufblühende Lust am lang vergessenen Eigenen,

¹⁰) Es ist die Zeit der Hochflut der „Dorfgeschichten“: Der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ Auerbachs (1843–1853), der österreichischen Ranks (1842), der fränkischen Henriette von Schorns (1854), der elsässischen Weills (1841), der „Norddeutschen Bauerngeschichten“ Zitelmanns (1854), der „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ Wildenhahns (1848–1850), bei wech Letzteren der Zusammenhang mit Mays gleichnamigem Jugendwerk eine Untersuchung lohnen dürfte. Karl August Wildenhahn, geboren am 16. Februar 1805 in Zwickau, studierte in Leipzig Theologie, wurde Pfarrer in Schönefeld bei Leipzig und Bautzen, dort gestorben am 12. Mai 1868. Seine gesammelten Schriften erschienen 1858–1863 in 14 Bänden.

die stille Entdeckerfreude am ungrenzten behaglichen Daheim. Der deutsche Mensch war erst wieder gewahr worden, wie schön Gottes, wie schön seine Erde war.

Aber das eigene Haus war kaum bewehrt und – zunächst versuchsweise – im „Deutschen Bund“ neugebaut, da regte sich wieder der unerstickbare deutsche Ruf ins Weite. Schon Arndt war mit dem großen Minister vom Stein staunend durch die russischen Steppen gefahren; schon Alexander von Humboldt, der Weltdurchwanderer, hatte 1807 seine „Ansichten der Natur“ geschrieben, denen später an seinem Lebensabend die großartige Frucht eines Weltreisenden- und Forscherlebens, der „Kosmos“, folgen sollte, ohne den unsere ganze klassische Reiseliteratur, angefangen von Barth, Rohlf's und Nachtigal bis herauf zu Leo Frobenius, nie entstanden wäre. Und endlich, in den Dreißigerjahren, geschah ein mächtiger Durchbruch aus dem Nurheimatlichen ins Weltweite, begann der „Ruf in die Weite“.

2.

Einsamgänger waren es zunächst, die ihn anstimmten. Deutschland, seit dem Untergang der Hanse von den Meeren und fremden Kontinenten zurückgezogen, hatte nicht das Glück der Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen, die nun schon seit Jahrhunderten die Meere befuhren und der an Menschen überquellenden Heimat auf ihren Karavellen neue Länder und neue Reichtümer eroberten. Nicht seine Regierungen lenkten den Blick des Deutschen über die Grenzen der zu eng werdenden Heimat, son-

dern kühne Einsame, zum Teil Desperados ohne Ar und Halm, zerfallen mit ihrer Heimat, ‚Europamüde‘ (das Wort stammt von einem 1838 erschienenen Roman von Ernst Willkomm) waren es, die den Ruf zuerst in die Menge warfen.

Der Erste, der den Ruf in Deutschland erhob, war eine seltsame, von allen Schauern der Tragik unwit-terte Gestalt, einer, der Karl May in vielem ähnelt. Ums Jahr 1833 erschien in Deutschland zum ersten Mal ein Erzählungswerk eines anonymen Autors, der sich später Charles Sealsfield¹¹⁾ nannte. Es hieß „Der Legitime und die Republikaner“ und spielte zur Zeit des englisch-amerikanischen Krieges von 1812. Vorher, 1801, waren schon von Chateaubriand (1768–1848) die Erzählung „Atala“ und in Amerika seit 1822 die Urwald- und Prärieromane James Fenimore Coopers aufgetaucht, Bücher, die im Sturm Europa eroberten; las doch der alte Goethe mit Vergnügen ta-gelang den „Letzten Mohikaner“ Coopers (1826) mit den Gestalten Hawkeyes, des „Falkenauges“, des von den Nordamerikanern noch heute als Ideal verehrten kraftvollen, frommen und doch allen Lagen gewachsenen weißen Kulturpioniers, und seiner unzertrennlichen indianischen Freunde, des klugen Chingachgook und des zu tragischem Heldentum emporwachsenden, vom Schimmer jungen Heldentods umflossenen edlen Uncas. Schon Goethe erkannte mit Worten des Lobes an, wie Coopers schlichte Erzählungskunst über

¹¹⁾ Über Charles Sealsfield vgl. die bei Adolf Bartels: „Handbuch der Geschichte der Deutschen Literatur“ (2. Auflage, S. 579) angegebenen Quellen, dazu als eindringlichste Würdigung die in Bartels’ „Geschichte der Deutschen Literatur“ (6. Auflage, S. 221, 307).

sich hinaus dahin strebte, sein Volk, das noch an den Städten der Küste klebte, zu einem „Karawanenzug“ weißer Kultur in die unermesslichen, noch jungfräulichen Wälder und Savannen des endlosen Weltteils empor zu reißen, es vor der drohenden Versumpfung im reinen „Business“-Ideal an seine Pioniermission zu mahnen. Aber Chateaubriands rein ästhetisches und Coopers rein rassenamerikanisches Grundgefühl mussten dem Deutschen letzten Endes doch nichts weiter bleiben als ein schönes Spiel der Sinne; zu eigenen Taten rief es ihn nicht.

Das nun tat dieser seltsame Mann, der den englisch-amerikanischen Namen trug und, bevor er seinen ersten Roman 1833 in Deutschland erscheinen ließ, ihn 1828 schon in Philadelphia in Englisch als „Tokeah or the white rose“ veröffentlicht hatte. Fast Jahr auf Jahr folgte nun Skizzensammlung auf Skizzensammlung des geheimnisvollen Fremden, darunter 1842 die berühmteste, sein „Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken“. Wahre Legenden spannen sich um ihn; man erfuhr, dass er im Wilden Westen allen Berufen gelebt hatte, vom Tramp an bis zum Plantagenbesitzer am Red River, und dass er seit 1860 bei Solothurn in der Schweiz in einem kleinen eigenen Landhaus „Unter den Tannen“ sich angesiedelt hatte. Schon war er in den Stürmen der europäischen Revolutionen 1848 halb vergessen worden und man las ihn kaum mehr, da enthüllte das Testament des am 26. Mai 1864 Gestorbenen, dass der wundersame Mann das war, was längst geahnt wurde: ein Deutscher. Geboren 1793 in Poppitz bei Znaim (Mähren), trug er den Namen Karl Postl. Ein deutscher Bauern-

sohn, war er Novize und Priester der Kreuzherren in Prag geworden, aber 1822 entflohen. Diese Maske des geheimnisvollen Fremdlings vor sein Antlitz des entlaufenen Mönches bis zu seiner Todesstunde bindend, hatte er ein Wanderleben damals kaum erhörter Art durch die Schweiz, Frankreich, England, Virginien und Texas geführt. Ein Charakter voll ungeheuerster Tatkraft, ein Hirn von kühler Beobachtungsgabe und doch von glühendster Fantasie, „eine jener deutschen Konquistadornaturen, von denen wir heute gar nicht genug haben können“ (Bartels): So starrte dieser felsenharte Bauernschädel mit den zerrissenen Zügen auf einmal herein ins Getriebe des weithin ins Sübliche versunkenen damaligen Schönen Schrifttums. Der Aufbau seiner Werke kümmerst ihn nicht, oft entsinkt ihm der leitende Faden, meist – so im „Kajütenbuch“ – treffen wie bei frühen Vorgängern des deutschen völkerkundlichen Romans (etwa der altväterlichen „Felsenburg“ des Hofrats Schnabel im 17. Jahrhundert) eine Reihe Reisender zusammen und erzählen sich kunterbunt bei einem Glas Ale oder Wein ihre Geschichten, die in allen Weltgegenden spielen, von Irland an über Texas bis nach Havanna und Callao. Aber aus diesem Riesengebiet von Bruchstücken tauchen Bilder in glühenden, ja brennenden Farben auf: in wildem Schwung hingeworfene Naturbilder wie der Ritt des Obersten Morse durch die dämonisch ihn umkrallende und ins Irre lockende geisterhafte Prärie am Jacinto am Anfang des „Kajütenbuchs“; die Felswüsten der Sierren, die Urwälder mit ihren ersten Niederlassungen der Settler, die Wucht der rollenden Savannen; dane-

ben die Hafengassen von Havanna mit dem Schrei ihrer Rebellen und die Schifferviertel von New York mit dem Elend und dem Glanz der Hoffnungen der deutschen Auswanderer. Von diesen mit lebendigstem Tatsachensinn hingeschleuderten Hintergründen heben sich Menschen mit fast urtümlichen Leidenschaften ab, die eine Sprache sprechen, die auf- und niederbraust wie ein Wogensturz, vermischt mit Wörtern aus den verschiedensten Sprachen, dem vielgetadelten „Sealsfieldschen Kauderwelsch“, das nur schärfer die Charaktere umreißen soll. Das, was Sealsfield aber im Sturm die Leser gewinnen ließ, war die Grundstimmung der Werke. Nach Westen wandert ihm die Weltgeschichte; Europa ist ihm der alte lebensmüde Raum; dort in Amerika baut sich in Wildnissen und Todestrotz eine neue Welt auf, die jedem die Chance läßt, dem armen Mann wie der aristokratischen Herrennatur, „die keine verfallenen Schlösser mehr kennt und keine Basalte, wie schon Goethe gerufen hatte; mächtig, wild, eigenwillig wie der ungeheure Wald, in dem jeder Baum eine riesige Einzelpersönlichkeit ist“ (Meyer). „Die Art seiner Charakteristik erinnert an den (etwas späteren) Dickens, und noch Bret Harte und Rudyard Kipling haben ihn auf seinem eigensten Gebiet nicht übertroffen, wenn sie auch sauberer arbeiteten. Es ist die alte Geschichte: Wir Deutschen wissen gar nicht, was wir alles haben“ (Bartels).

Von allen Seiten erschallt nun auf einmal dieser Ruf der Sehnsucht in die Weite für ein Volk, das sieht, wie andere – vor allem Engländer und Franzosen – in allen Kontinenten sich neue Reiche bauen und neue

Tore der Weltgeschichte aufstoßen. Da sitzt seit 1831 an den Grachten in Amsterdam als Gehilfe in einem Kaufmannskontor der 1810 in Detmold geborene Lehrersohn Ferdinand Freiligrath. Über den Zahlenkolonnen seiner Handelsbücher hinweg sieht er die holländischen Handelsfregatten hinaus zu unbekanntenen Meeren und Küsten fahren und unter der Last ihrer Gewürzfrachten wieder heimkehren, und dies Erlebnis verdichtet sich dem Achtundzwanzigjährigen zur ersten Sammlung seiner Gedichte (1838). In farbig geschauten, die Wucht des Verses, die Neuheit des Reimes, die Kunst der verblüffenden Gegensätze bis ins Letzte ausnutzenden Bildern jagen im „Löwenritt“ die Tiere der Tropen durch die Wüste; der „Mohrenfürst“ tritt schreckerregend unter seine zitternden Getreuen; in den Meeresebildern rauschen die Wogen um sinkende Schiffe und ferne Zauberküsten. Heine mochte über die „Salonlöwen“ des Löwenritts spotten; die Grellheit vieler dieser Gemälde mag sie heute mehr zum Genuss einer glücklich staunenden Jugend als des reifen Alters machen: Aber als sie erschienen, wirkten sie gleich Sealsfields ersten Bänden, nämlich wie ein Blitz in schwüler Stiekluft. Kein Geringerer als Alexander von Humboldt schlug ihm schon 1842 dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu einer Dichterpension von 300 Talern vor, und so lange dauerte die Gunst des Volkes für den Dichter des „Löwenritts“, der Gedichte „Wär ich im Bann von Mekkas Toren“, „Prinz Eugen, der edle Ritter“ und „Die Auswanderer“, dass noch 1867, als Freiligrath als Direktor einer schweizerischen Bank durch deren Konkurs ein Bettler wurde, eine Natio-

nalsammlung die für jene Zeit Aufsehen machende Summe von 60.000 Talern aufbrachte, die ihm einen ruhigen Lebensabend sicherte.

Freilich, das Leben hatte Freiligrath seinen letzten Traum versagt; über London kam er nie hinaus; was er schilderte, hatte er selbst nie gesehen. Da waren die anderen Völker, die rechtzeitig zur Eroberung der Erde angetreten waren, glücklicher, vor allem Frankreich, das 1830 mit seiner endgültigen Festsetzung in Algier zur Gewinnung seines afrikanischen Riesenreichs aufgebrochen war und seinem Jules Verne (1828–1905) leichte Reisen in die Welt hinaus ermöglichte, oder gar England, in dem um jene Zeit der Kapitän Frederick Marryat (1792 bis 1848) den ersten seiner Seeromane, „Frank Mildmay or the Naval Officer“ (Fr. M. oder der Seeoffizier), 1829, erscheinen ließ, in dem er nur sein eigenes bewegtes Bordleben von Nordamerika an bis Birma abzuschildern brauchte. Keiner der beiden reichte an die urtümliche Dichterkraft Sealsfields heran, und doch haben sie heute ihre Denkmäler: Jules Verne seine Statue in seinem Geburtsort Nantes, Marryat in seinem Sterbeort Langham. Gewiss, auch Postl hat 1881 in Znaim sein schlichtes Denkmal errichtet erhalten; aber er starb im Elend und halb vergessen, jene reich und überhäuft von Ehrungen ihrer Völker. Die Deutschen der Zeit, zerrissen in Dutzende Teilstaaten, den Blick nur nach innen und nicht auf die Weiten der Weltenmeere gewandt, „Hungerleider nach dem Unerreichbaren“ (Raabe), konnten keine solche Förderung seitens ihrer Regierungen finden. Wer sich hinauswagte, musste es auf eigne Faust tun,